

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 69. Bromberg, den 23. März 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(10. Fortsetzung.) ——

Das war ganz richtig: Viele waren schon aus diesem Leben hinausgegangen, drei ältere Brüder zuerst; den einen, den ältesten, hatte der Branntwein und das böse Leben früh vorweg genommen, den zweiten fällte die Tanne im Fallen, die seine eigene Axt umgeschlagen, der dritte, der jüngste, war schwächlich gewesen von Kind an. Sie, die Clari-Marie, hatte ihn noch gepflegt, als sie selber heranwuchs; er war der erste, von dem sie im Isengrund gesagt hatten: Wenn die Clari-Marie nicht gewesen wäre, wäre er viel früher gestorben! Damals — unversehens — war ihr Ruhm aufgewachsen, wie sie selber und die Schwestern erwuchsen. Starke Mädchen sind sie, die Zieglerischen, und rechtschaffene, hieß es im Dorf. Sie suchten die Viktorine auf, als der neue Pfarrer ins Dorf kam vor vielen Jahren und ließen ihr keine Ruhe, bis sie die Magdstelle bei ihm annahm. Und so ließen sie bei ihr, der Clari-Marie, nicht nach, bis sie zusagte und das Hebammenamt übernahm. „Eine aus dem Dorf muß hinunter in die Stadt und den Kurs mitmachen, und du bist dafür, Clari-Marie", mit derlei Reden fingen sie an und mit allerlei Versprechungen hörten sie auf. End' aller Enden, auf alles Zureden hin nahm sie das Amt an, das sie sich schwer dachte und das doch noch schwerer war. Sie war damals schon über die ersten Jungfernjahre hinaus. Fünfundzwanzig war sie alt, als sie aus St. Felix zurückkam und ihr Amt antrat. Ein Jahr später kam der Truttmann, der Schreiner, ins Dorf, groß, schwarzbärtig, ein stattlicher Mensch, schien ruhig und recht und mietete die Werkstatt, die neben des Vaters Haus stand. Gleich nach den ersten Wochen hieß es im Dorf: Jetzt wird er wohl eines von den Zieglermädchen nehmen, der Schreiner. Was hätte er da eine von den jüngern nehmen sollen, wenn sie, die Clari-Marie, noch unversorgt war. Sie hatte sich nicht groß um die Mannsleut gekümmert, aber den Truttmann, als er ihr schönzutun begann, sah sie nicht mit Widerwillen an. Er arbeitete fleißig und hatte eine überlegene Art, die er sich im Talland geholt haben mochte. Zweimal, an Sonntagen, hatte ihr geschienen, er habe einen sonderbar weinroten Kopf und glänzende Augen, aber als er sie ums Heiraten fragte, war der Gedanke Meister in ihr: „Auswahl hast nicht im Isengrund, Clari-Marie! Warum sollst ein altes Mädchen werden, wenn du es anders richten kannst!" Damit nahm sie den Truttmann ohne viel Bedenken. Das Aufgebot erging, zwei Wochen später gab der Pfarrherr sie zusammen. Es war nicht viel geändert durch die Heirat — nur, daß der Truttmann mit im Hause wohnte und sie, die Clari-Marie, die sich mit Arbeit nicht genug tun konnte, anfing, in der Werkstatt mitzuhelfen, wie ein Gesell. Ein paar Wochen ging das gut und schön; die gemeinsame Arbeit und das Vorwärtskommen, das sich auftat, war, was ihr zusagte. Da kam sie dahinter, daß der Truttmann öfters neben die Arbeit ging. Im „Löwen" hockte er und spielte; bald spielte und trank er halbe Nächte hindurch. Sie war keine zum Nachgeben. Es gab harte Worte; als er mit Worten nicht Meister wurde, wollte der Truttmann die Fäuste reden lassen. Aber er kam an die Unrechte. Ein halbes Jahr lang war ein Streiten im Haus, ein Aneinanderaufstehen, daß der Vater und die Mutter, die zwei kleinen, ängstlichen Leute, verschüchtert beiseite standen. Dann half ihr, der Clari-Marie, ein böser Kampfgenosse, der Branntwein. Sie dachte die Scheidung zu erzwingen, der Branntwein schied sie gleich so, daß kein Gericht mehr zu sprechen brauchte. Aber vorher kam das Unglück mit der Cille und daß die, still, brav und verschlossen, wie sie immer gewesen war, an einem jungen, glutäugigen Welschen, der eine Zeitlang im Dorf gewesen und nachher auf und davon ging, verunglücken mußte. Als es offenbar wurde, war denen in der Zieglerhütte, als müßte der Himmel einstürzen und sie alle begraben; auf die Cille hätten sie alle geschworen. Vater und Mutter verloren sich selber, sie warfen sich über den Tisch und flennten; zu helfen und zu raten wußten sie nicht. Der Truttmann fluchte und lachte abwechselnd. Die Cille flennte nicht, die war bleich und hatte verfallene Züge, wie ein Schatten schlich sie umher. Eines frühen Morgens schlich sie dorfaus, den Blick und die Gedanken hatte sie auf den See in der Tiefe gerichtet. Sie, die Clari-Marie, folgte ihr und brachte sie zurück. „Heim kommst, jawohl, es wird der Sünde wohl genug sein," sagte sie dann zu ihr. Sie empfand, daß sie seit jenem Tage Macht über die Schwester hatte; die Cille war ihr folgsam, als sei sie noch ein Kind und sie die Mutter. Ja, und dann fand sie, die Clari-Marie einen Ausweg: Vor den Leuten sollte das Kind, das kommen wollte, als das ihrige gelten! Sie sprach mit dem Truttmann unter vier Augen; in seiner knurrigen Art, die er angenommen hatte, seit sie ihm über war, schien er auf ihren Vorschlag einzugehen. Als das Kind da war, brüllte er es im Rausch im „Löwen" aus:

„Und mir soll das Wurm gehören, mir und der Clari-Marie! Hahaha, wißt ihr's, wie das ist? Die Heimliche, die Scheinheilige, die den Herrgott noch getragen hat an der letzten Prozession, die Cille, hat das angestellt!"

Seit dem Tag konnte sie, die Clari-Marie, den Namen ihres Mannes nicht mehr hören; von da an war ihr kein Mensch so zuwider wie der, der die Schwester, Vater und Mutter, sie und sich selber verunehrt hatte. Ein Vierteljahr später war der Branntwein Meister, und traf den Truttmann der Schlag.

Wieder einer weniger im Zieglerhaus! Ein Jahr darauf nahm die Trine den Furrer vom Rottal zum Mann; da blieben die vier zurück, von denen heute abermals zwei abfielen, Vater, Mutter, die Cille und sie, die Clari-Marie! Jetzt — —

Draußen ging die Haustüre, die Clari-Marie hob unwillkürlich den Kopf, der ihr schwer war, halb nach außen lauschend, halb noch ganz von dem erfüllt, was in ihr war, blickte sie ins Leere. Da kam leise, zaghaft die Severina über die Dielen der Wohnstube; die Kammertür ging auf.

„Base Clari-Marie, jesses, sitzet Ihr da? Es ist so still im Haus, fast zum Erschrecken!“ sagte sie, streckte erst das schmale, bleiche Gesichtlein herein, und schwang dann die biegsame Gestalt nach in die Stube. Die Clari-Marie fuhr zusammen. Dann stand sie mit einem Ruck vom Stuhl auf, schritt, in ihrem Wesen die schweigende, schwerfällige Kraft, mit der sie immer an alles Schwere ging, zur Severina hinüber und schob sie aus der Türe.

„Du mußt zum Pfarrer laufen,“ sagte sie halblaut, „er soll läuten lassen.“

„Ist die Großmutter tot?“ fragte die Severina und hatte furchtsame Augen.

„Beide, der Großvater auch!“ sagte die Clari-Marie.

„Beide!“ stieß das Mädchen heraus, fast hätte sie aufgeschrien vor Schrecken.

Die Clari-Marie nickte nur, ungeduldig. „Der Viktorine sagst, daß sie gleich kommt“, trug sie ihr weiter auf, „und jemand soll sie zu deiner Mutter hinauf schicken, noch bevor sie kommt, die Viktorine.“

Dem Mädchen standen die Tränen in den Augen; sie sah die Clari-Marie noch immer voll Schrecken und Traurigkeit an. Aber diese drängte: „Gehe, rasch!“

Die Severina, als sie nachher durch den Regen dem Pfarrhaus zueilte, wunderte sich, daß die Base Clari-Marie nie flennte wie andre Weiber, die die Toten doch mit reichlichen Tränen zu Grab schwemmten.

10.

Die Totenstube im Zieglerhause war voller barmherziger Seelen. Das halbe Dorf saß da und betete. Die Stube war schön geschmückt, eine Menge Kerzen brannten rund um die zwei Betten. Die Rottalbäuerin saß in ihrem schwarzschäbigen Sonntagsstaat da, und die Pfarrmagd saß neben ihr, auch der Furrer stand Hut in Hand, stammelnd, in einer Ecke, in einer andern lehnten nebeneinander der Hansi, im neuen weißen Hemd und Feiertagsgewand, blond und breit, und die Severina. Nur die Clari-Marie maß in der Werkstatt mit dem Töni Sargbretter zurecht.

„Ganz gleich müssen sie werden“, sagte die Clari-Marie. „Nimm dieses Holz hier, das harte, saubere“, sprach sie gleich darauf und zog eine Anzahl aneinander gelehnte Bretter aus einer Ecke. Der Töni schob die staubige Kappe aufs linke Ohr und schlarpte zu ihr hin. „Ja“, sagte er und nickte, „ja“. Aber die Arbeit schien ihm Bedenken zu machen.

Such das neue Beschläg, das schwere, versilberte“, befahl sie wieder.

„Ihr habt es dem Fabrikanten zurückschicken wollen“, warf der Töni ein.

„Jetzt brauchen wir's!“ sagte sie.

Der Töni tuschelte in sich hinein, strich mit der Hand über die feuchte Stirn und legte langsam Hand an die Bretter.

„Der Hansi kann zum Maler-Toni gehen; morgen früh kann der kommen, bis dahin sind wir fertig.“

„Wie ich bis morgen fertig werde, weiß der Teufel.“

„Meinst etwa nicht?“ sagte die Clari-Marie, die schon unter der Tür stand. „Wenn wir zu zweien arbeiten, wird es wohl rücken.“ Sie schob das schwarze Tüchlein zurecht, das sie um den Hals gebunden trug, drehte sich ab und ging. Der Töni schnaufte schwer, spuckte und ging an die Arbeit. —

In der Stube sprachen sie von der Cille. Ob sie es schon wüßte? Ob sie in der Nacht zurückkäme?

„Ich habe ihr berichtet“, sagte die Clari-Marie, die eben eintrat.

„So wird es der Jaun auch wissen?“ fragte eine der neugierigsten unter den Weibern.

„Sie bringt ihn mit“, gab die Clari-Marie zur Antwort. Sie trat zu den Betten der Toten, stand vor jedem eine ganze Weile still und betete. Der rote Kerzenschein umhüllte ihre schwarze, schwere Gestalt wie ein scheiniger Mantel, und messerscharf zeichneten sich die Ränder ihres Profils gegen den roten Schein. Aus den Reihen der andern fuhr manchmal ein Blick zu ihr hinüber scheu, als müßte einer fragen: „He, du dort, wann gehst wieder?“

Sie blieb nicht lange. „Ich muß dem Töni helfen gehen“, sagte sie leise zur Pfarrmagd, als sie die Stube wieder verließ; dem Hansi winkte sie, daß er mitkomme. Dann schickte sie diesen zum Maler. Sie selber ging nach der Werkstatt hinüber. Der Regen fiel noch immer; in braunen Lachen stand das Wasser zwischen Haus und Werkstatt, die Dächer troffen; in den Lüften war rieselndes, ödes, einschläferndes Geräusch. Und die Nacht kam; es dunkelte rasch, als ob eine Riesenhand über das Bergdorf griffe: da, zugedeckt bist!

Diese ganze Nacht hindurch war im Zieglerhaus ein ewiges Aus und Ein; es war kaum einer und eine im Dorf von denen, die gesunde Glieder hatten, die den verstorbenen Hundertjährigen nicht die Ehre antaten, am Totenbett zu beten. Zuweilen kam die Clari-Marie aus der Werkstatt herüber, sie sagte nicht viel dabei, mit kurzen Schritten trat sie an die zwei Betten, betete und ging wieder. In der Werkstatt stand sie nachher wieder stundenlang an der Hobelbank. Neben ihr arbeiteten der Töni und der Hansi; sie hobelten und hämmerten und maßen. Ihre Oberkörper neigten und hoben sich. Kurz, zitterig, mühsam sich aufrichtend bewegte sich der des Töni; zuweilen ächzte der Alte. Der runde, breite Rücken der Clari-Marie beugte sich schwerfällig langsam, aber ihr Hobel schnitt wuchtig; an ihren Handgelenken standen die Sehnen dick heraus. Der Hansi arbeitete, als hätte er eine Feder im Rückgrat. „Seht Ihr, Base, wie es rückt“, sagte er, wenn er Brett zu Brett legte. Seine Augen glänzten dabei, als wäre heller Morgen statt nachtschlafender Zeit.

Am Morgen standen zwei fertige Särge mit Zierleisten und feinem schimmernden Beschläg auf dem Werktisch. Der Maler-Toni strich sie an und zog einen feinen Lack über die Farbe. Als sie fertig waren, riß der Töni die Werkstatttür auf und ließ mit dem regengrauen Morgen die Schulkinder in die Werkstatt schauen, die gekommen waren, nach Ortssitte bei den Toten ein „Vaterunser“ zu sagen, ehe sie zum Unterricht gingen. „Jesses, wie schön“ entfuhr es dem ersten, der die Totenbäume sah. „Jesses, wie schön“, durchlief es die ganze kleine Schar, aber die Clari-Marie kam, schnitt das Kinderhäuflein, das vor ihr auseinanderwich, mitten entzwei und hieß den Töni und den Maler anfassen. „Tragt die Särge in die Stube“, sagte sie.

Als sie mit dem ersten aus der Tür traten, schloß sie diese. „Zum Großtun sind sie nicht da, die Totenbäume“, sagte sie, „nur denen zu Ehren, die hineinzuliegen kommen.“ Dabei sah sie weder die Sargträger noch die Schulkinder an; so wußten sie nicht, zu wem sie gesprochen hatte; aber die Kinder und die Männer waren kleinlaut nachher.

In der Totenkammer ließ die Clari-Marie die Särge niedersetzen, dann faßte sie selber an und legte die Toten hinein.

Das Beten und Ab- und Zulaufen der Dörfler dauerte bis zum Abend. Als es dunkel wurde, kam der Pfarrherr wieder, der schon mehrmals dagewesen war. Er kam würdig durch die Tür hereingeschoben, nahm, was er an demselben Tage schon dreimal getan hatte, die Hand der Clari-Marie, die eben an ihm vorbeigehen wollte, blinzelte sie mit feuchten Auglein zutraulich an und sagte, was er schon dreimal gesagt hatte: „Mußt es halt ertragen, Clari-Marie, weil es Gottes Wille ist.“

Die Clari-Marie löste ihre Hände aus den seinen; nachher war es dem Hochwürdigen, als könne er seine Worte, von ihr abgefallen, am Boden zusammenlesen. Er trat zu seiner Magd und sprach mit ihr, dem Rottalbauern und andern von der Cille. „Jetzt ist sie immer noch nicht da“, wendete sich die Viktorine zur Clari-Marie; ihr feistes Gesicht schimmerte rot vor Fett und Zorn.

„Das Begräbnis wird sie hoffentlich nicht versäumen, die Cille“, entrüstete sich der Hochwürdige.

Die Clari-Marie zuckte die Schultern.

Bald nachher verließ die Verwandtschaft und Freundschaft das Haus. Nur zwei Betweiber hockten die letzte Nacht bei den Toten.

Am frühen Morgen kamen die Gemeindeältesten und trugen die Särge auf den behördlichen Achseln zur Kirche und Grube. Den Rothornweg hinunter und die Dorfgasse entlang wälzte sich eine dunkle Schlange von Menschen, Männer und Weiber. Der Regen hatte aufgehört, aber die Straße war verschwemmt und durchweicht, die schweren Schuhe der Dahinstampfenden machten ein klatschendes Geräusch. Der Himmel hing herab wie ein graues, wassergetränktes Buch, von dem jeden Augenblick ein Guß, die Poren sprengend, niederschießen kann. Im Leichenzug flennte keines so laut wie sonst, nur die Trine und die

Viktorine, die zuvorderst im Weiberzuge und nebeneinander gingen, hatten rote Nasen und Augen und drückten die Sacktücher fleißig ins Gesicht. Die Clari-Marie und die Severina, die hinter ihnen schritten, hatten bleiche Gesichter, dabei war das strenge der breitschultrigen Truttmannin krankhaft gelb und das des blutjungen Mädchens durchsichtig wie schönes, klarweißes Wachs. Die Cille war nicht im Zuge.

Von der „Gräbt" kamen die Leidtragenden im Knäuel zurück, saßen nachher in der Wohnstube im Zieglerhaus beim Leichenschmaus, aßen und tranken und lachten. Die Rottalbäuerin wartete den richtigen Augenblick ab und fing an in der Nebenkammer nach Erbbarem zu stöbern. Die Clari-Marie wurde mitten im Leichenmahl zu einem kranken Weibe weggeholt.

Als sie zurückkam und vom Altdorf her dem Hause zuschritt, sah sie, noch ehe sie die paar Schritte am Rothornweg hinaufstat, die Cille daherkommen. Diese kam, wie sie ausgegangen war, im schwarzen Staat, stützte sich auf den großen Schirm und hatte nicht große Eile, obwohl sie lange Schritte machte, so daß der Oberkörper hin und her pendelte. Die Clari-Marie sah scharf hinüber, setzte die Lippen zusammen, und ihre Brauen rückten näher aneinander. Langsam ging sie gaßauf, hielt auf der Schwelle des Zieglerhauses an und sah nach der Cille zurück, die unten in die Gasse einbog. Dann legte sie die Hand auf den Türdrücker, aber als sie die Stimmen der Tafelnden aus der Stube schallen hörte, blieb sie stehen und ließ die Cille herankommen.

Das trübe, graue Tageslicht war nicht stark genug, die Gasse hell zu machen, es lag ein traurig stimmendes Düster über dem steilen, steinigen Weg, und darin standen die zwei schwarzgekleideten Frauen, oben die Truttmannin, ein paar Schritte unterhalb der Haustür, noch verschnaufend, die Cille.

(Fortsetzung folgt.)

Ein seltsames Begräbnis.

Skizze von **Hildegard Diel.**

Daß ein Lebender begraben wird und dadurch statt ins himmlische in das Eheparadies gelangt, geschieht so selten, daß es sich wohl des Erzählens verlohnt. —

Die ungewöhnlich warme Herbstsonne hatte den Junggesellen Doktor Erich Sylke zu einer mehrtägigen Wanderung in die nahen Berge verlockt. Als erste Tageswanderung suchte er sich den einsamsten Hochwaldwinkel aus, wo der Knallfranz, ein berüchtigter Wilddieb, sein vogelfreies Jagdleben führte.

Nach mehrstündigem Aufstiege setzte Sylke sich zu behaglicher Stärkungsrast auf den moosbedeckten Waldboden. Ein paar Schritte vor ihm stürzte die Felswand in die Tiefe. Rücklings steilte Dickichtwildnis. Durch ein zottiges, von zwei Wettertannen geformtes Zweigtor sah er das langgezerrte Bergdorf, in dem er sich vor vier Monaten niedergelassen, in herbstgoldene Talwälder gebettet. Ausspannungsbehagen und wohliges Sorglosigkeitsempfinden durchströmten ihn. Er wußte sein im Fernglas deutlich erkennbares Haus in den Händen einer braven Köchin und die gerade an fatalem Gesundheitszustand der Menschheit leidende Praxis in den ebenso treuen eines Vetters, der noch keine eigene Praxis hatte, aber schon eine ungeduldig darauf wartende Verlobte. Beim Gedanken an den bräutlichen Vorsprung des Vetters beschlich ihn eine leise Wehmut, die sein Fernglas unwillkürlich nach dem abseits gelegenen Forstmeisterhause lenkte. Dort im Erker saß jetzt vielleicht die feine, scheue Annerose, die seinem heimlichen Werben so stolz und abweisend aus dem Wege ging — vermutlich, weil sie, wie die dörflichen Prophetenzungen weissagten, einen der Forstreferendare heiraten würde.

Ein leises Rascheln im hinteren Dickicht scheuchte Sylke plötzlich aus seiner gedankenumsponnenen Fernschau. Jähes Gefahrwittern schnellte in ihm hoch. Das Abschiedswort des Forstmeisters fiel ihm ein — „Vielleicht entdecken Sie dort irgendwo den Schlupfwinkel des Wilddiebes." Da wurde auch schon sein Oberkörper ruckhaft zurück gerissen. Einen Augenblick sah er ein widerwärtig rohes Männergesicht über sich, spürte einen starken Geruch, dann schwanden ihm die Sinne . . .

Als er fröstelnd und mit Übelkeitsempfinden wieder zum Bewußtsein kam, fühlte er seinen bloßen Körper von zwei wuchtigen Fäusten gerieben. Er versuchte, die Augen zu öffnen, aber im Nu zerrann sein Denken wieder in ein Nichts . . .

Vier Tage nach diesem Ereignisse klagten die Totenglocken durch das herbstgoldene Bergdorf. Ein aus dem Walde streichender Strolch sah gerade noch die Letzten eines langen Trauerzuges in den Friedhofsweg einbiegen. Verwundert hastete er nach dem nahen Arzthaus, rüttelte an dem verschlossenen, eisernen Gartentor und blickte kopfschüttelnd die mit Stacheldraht versehene Gartenmauer entlang. Ein altes Mütterchen, das einen Kinderwagen hütete, kam eilig über die Straße gehumpelt. „Hier ist niemand zu Hause. Unser Doktor wird gerade begraben. Der neue, der Vertreter, ist mit auf den Friedhof gegangen."

Der Strolch starrte verblüfft in das Altweibleingesicht, über dessen Runzeln Tränen kullerten. „Welcher Doktor wird denn begraben?"

„Unser Doktor Sylke. Ach, so ein guter, geschickter Mann — und so jung — abgestürzt haben sie ihn in der Rotschlucht gefunden, nur an den Sachen noch zu erkennen. Zuerst dachte man an Raubmord, weil Gendarmen ein paar Tage vorher einen Verbrecher hier in der Gegend gesucht haben. Aber dann hat man alle Wertsachen bei ihm gefunden: die goldene Uhr und die gefüllte Brieftasche." —

Entgeistert lauschte der Strolch dem jammernden Weiblein. Aber plötzlich kam ein Glucksen aus seinem verstaubten Landstreichergesicht, das fast wie ein Lachen klang. Er rückte grüßend an dem verbeulten Filz und strolchte hastig in ein zwischen Gartenmauern nach dem Friedhof sich windendes Gäßchen.

„Das ist ja der Knallfranz", hörte er eine Stimme hinter sich kreischen. Vor ihm verhallten die letzten Klänge eines Sterbechorals. Er schlich sich an die Friedhofsmauer und verbarg sich im Schatten einer Eiche. Eine andächtige Trauergemeinde umstand das offene Grab unweit der Mauer. Frauen und Kinder schluchzten. Sie mußten ihren Doktor wirklich lieb gehabt haben. Die bewegte Stimme des Geistlichen, in der lauen Herbststille deutlich vernehmbar, pries den so früh Verschiedenen als edlen, selbstlosen Wohltäter der Menschheit. Der Strolch lächelte . . .

Schneller als Angehörige sonst folgte der neue Arzt mit seiner Braut der sich rasch zerstreuenden Menge. „Wir setzen die Hochzeit gleich fest. Du übernimmst doch sofort die Praxis?" hörte der noch in seinem Versteck lehnende Strolch eine helle Mädchenstimme zwitschern. Sinnend sah er dem jenseits der Mauer gerade an ihm vorübereilenden Paare nach. Wie rasch sich neue Existenzen auf unsere Gräber pflanzen, und wie schnell einer ausgelöscht ist, der keine Lieben hinterläßt! Leise Schritte schreckten ihn aus solcherlei Gedanken. Eine anmutige Mädchengestalt, die eine Vase mit einem Strauß tiefroter Rosen trug, strich hastig aus einem Seitengang auf den frischen Hügel zu und setzte die kostbare Blumenlast mitten zwischen die aufgehäuften Kränze, die sie liebevoll zu ordnen begann. Erschrocken wollte der Strolch zurückweichen. Aber das Mädchen hatte ihn schon entdeckt und sah erst fremd, dann prüfend, dann plötzlich entsetzensstarr zu ihm herüber. Dann warf sich der Strolch mit der Schwungkraft jähen Glückes über die Mauer und trat mit herabgerissenem Hut neben die Erschrockene. „Fräulein Annerose, ich lebe ja — der hier Begrabene kann nur der Schurke sein, der mich im Walde überfiel und meiner sämtlichen Sachen beraubte. Hätte mich der Wilddieb, der mir zur Heimkehr seine älteste Garnitur geborgt, nicht ein barmherziger Samariter aufgelesen, dann wäre es freilich in Wirklichkeit mit mir aus gewesen. Und nun eine dringende Bitte: Ein Stück Seife und ein Rasiermesser, damit ich dich küssen kann, Annerose, denn jetzt weiß ich, daß du mich liebhast."

„Ich weiß es ja auch erst jetzt", gestand sie noch etwas taumelnd von dem jähen Sprunge, der ihre Seele aus tiefster Trauer in lachendes Glück geschnellt. Und dann schelmisch und großzügig zugleich: „Das geht vorläufig auch so, du Strolch." Und sie küßte ihn.

Alles weitere — Blicke und Gefühle der zum Traueressen Versammelten, als der im Forsthause wieder salonfähig zurechtgestutzte „Auferstandene" plötzlich zu ihnen trat: „Herzlichen Dank für alle Teilnahme bei meinem Begräbnis", das kann sich der Leser selbst ausmalen.

Ausgefallene Theaterzettel.

Von **Gerhard Krause.**

Die Braunschweizer Bibliothek besitzt eine Sammlung von 40 000 Theaterzetteln, die zugleich mit einer Sammlung von Portraits von Komponisten, Sängern und Schauspielern aus dem Nachlasse des am 26. 12. 1865 verstorbenen Majors Häusler dorthin vererbt sind. Dieser eigenartige Mann hatte die Manie, von allenthalben her diese scheinbar wertlosen Zettel zu sammeln, zu ordnen und sich dann zum eigenen Vergnügen in die Wohnung zu hängen. Er hat dem Theater hiermit sehr wesentliche Dienste geleistet. Man findet in dieser Sammlung deutsche, italienische, französische, englische, russische, amerikanische Theaterzettel. Vollständig lückenlos sind die braunschweigischen Zettel nach Jahrgängen geordnet, von dem Jahre 1638 angefangen! Unter dieser Sammlung findet sich auch eine höchst kuriose Bekanntmachung, ein Theaterzettel, der den Jahrgang 1743 trägt, und der am Schluß diese Forderung an das Publikum aufweist:

„Zur Bekwemlichkeit des Publikumsz seyn angeordnet, tas die erste Reihe sich hinterlegt, die zweyde Reihe knieht, die drüdde stützt, die vührde steht, so kennen alle sähen. Abr das Laachen ist Verboden, weills ein Drauerspül isst."

Eigenartig in Form und Inhalt ist auch dieser Komödienzettel aus dem Jahre 1819:

„Karlstadt, am 10. Juni 1819. Zum Vortheile des Herrn Ignaz Viol und seiner 18jährigen Tochter Ludmilla: „Menschenhaß und Reue", ein neues, hier noch nie gesehenes Trauerspiel von dem gestorbenen Kotzebue, unglücklicherweise. Dasselbe ist in fünf Akten, nebst einem Prolog, welchen Herr Viol zu Ende separat halten wird. Hoher, gnädiger Adel, löbliches Militär, verehrungswürdiges Publikum! Viele dringende Schulden setzen uns in die zwar angenehme Verlegenheit unserer Gläubiger, daß wir nicht weiter reisen können. Ich spiele den Greis, meine Tochter die Eulalia, lassen Sie uns deshalb nicht untergehen. Menschenhaß kennen die Bewohner dieser Stadt nicht, noch weniger wie eine Reue, daß wir uns hierher verirrten. Wir bitten daher um Zuspruch. Es bleibt uns doch nichts. Dero gehorsamster Ignaz Viol, von Zara, und seine Tochter Ludmilla".

In meinem theaterwissenschaftlichen Archiv finde ich noch eine Anzeige vom Jahre 1863, die auch, wie die vorige, fast nach einem Witz klingt. Diese nun lautet:

„Unterzeichneter veröffentlicht einem hochgeehrten Publikum, daß man ihm die Bewilligung zur Aufführung eines **Theaterstückes**, betitelt „Graf Ratho, oder die Stiftung am heiligen Berg Andechs", welches er mit den Bewohnern seines Ortes aufzuführen sich bemühte, bereits zugekommen, jedoch nicht am Ostermontag, wie allmählich in der Umgebung schon bekannt, sondern an nachstehenden Tagen zur Aufführung kommt: Am 19. und 26. April, am 10. und 17. Mai, am 14. und 28. Juni. Zu recht zahlreichem Besuche ladet ergebenst ein Unterpfaffenhofen am Parsberg, Bez.-Amt Fürstenfeldbruck. Joseph Schröder, Schneidermeister, als Direktor".

Am 21. August 1868 erschien in dem offiziellen Intelligenzblatt von Bern folgende merkwürdige Theateranzeige, die einen Schluß auf die dortigen derzeitigen Theaterzustände zuläßt. Hier der Wortlaut:

„Freundliche Bitte. An die Theaterfreunde Berns, die mir bei Übernahme der Theaterleitung so überaus großen Vorschub leisten, ergeht hiermit die ganz ergebenste Bitte: „Mich behufs Zusammenstellung einer Requisitensammlung, die seit Jahren stets die wunde Stelle bei Ausschmückung der Bühne war, freundlichst zu unterstützen und mir gütigst zukommen zu lassen, was jeder etwa von: Waffen, Haus- und Wirtschaftsgeräten, Glas- und Porzellan-Gegenständen, Bildern, Teppichen, alten Kleidungsstücken und Kopfbedeckungen, Stöcken usw., und wären diese Gegenstände auch noch so alt und unscheinbar, überflüssig hat und diesem Zwecke widmen will. Herr Theaterkassierer Schönauer wird Montag, den 24. d. M., ab an den Wochentagen, vormittags von 10 bis 12 Uhr in der Theaterkasse diese eventuellen Gaben in Empfang nehmen. Im Voraus meinen herzlichsten Dank dafür abstattend, füge noch hinzu, daß die auf diese Weise erlangte Requisitensammlung dem Theater als Eigentum verbleiben soll. Hochachtungsvoll Casimir Freund, Director und Capellmeister des Stadttheaters."

Ein sehr lustiger Theaterzettel wurde von der im Jahre 1817 in Süddeutschland umherziehenden Gesellschaft des Direktors Willibald Döring ausgegeben. U. a. stand folgendes darauf zu lesen:

„Mit hoher Bewilligung wird die im Gasthofe zum Hirschen sich delektierende Schauspielgesellschaft die Ehre haben aufzuführen, und zwar auf allgemeines Verlangen: Ritter Adelungen und Klara von Hoheneichen oder Er liebt sie und wird wegen ihr eingesperrt, und sie liebt ihn und kann ihn nicht habhaft werden."

Nun folgt die recht drastische Personenangabe in aller Ausführlichkeit. Zum Schluß heißt es dann: „Wer im dritten Akt auf dem Theater einen Reisigen macht, kann den vierten umsonst sehen. Anfang um 6 Uhr. Ende um 10 Uhr, wenn es voll ist; sonst um 8 Uhr. N. B. Es werden auch Viktualien an Zahlungsstatt angenommen."

Bunte Chronik



* **Phantastisches aus Newyork.** Die Preise, die heute für Terrains in Manhattan bezahlt werden, haben eine Höhe erreicht, die man noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten hätte. So hätte beispielsweise die Irving Trust Company an der Ecke von Wall-Street und Broadway, wo der Bankenkonzern einen gewaltigen Wolkenkratzer errichten will, für ein Gelände von 4047 Quadratmetern eine Summe von 40 Millionen Dollar bezahlt. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß an einem Spätnachmittag des Jahres 1626 die Indianer die ganzen Manhattan-Insel für 24 Dollar verkauften, die noch nicht einmal in klingender Münze bezahlt wurden, sondern in Gestalt von alten Stiefeln, Strümpfen, Decken und Schnaps. Der neue Eigentümer des alten Waldorf-Astoria-Hotels an der Ecke der 5. Avenue und der 34. Straße hatte für rund 9000 Quadratmeter 16 Millionen Dollar bezahlt und für die gleiche Summe ein anderes Terrain, das an der 42. Straße und 5. Avenue liegt, erworben. Heute besitzt Newyork ebenso viele 70stöckige Wolkenkratzer wie es im Jahre 1925 25stöckige gab. Während man 1915 165 Millionen Dollar für Bauten ausgab, stellte sich die für den gleichen Zweck im vergangenen Jahre verausgabte Summe auf eine Milliarde einhundertsechsunddreißig Millionen Dollar. Newyork darf sich ferner rühmen, in seinen Mauern das größte elektrisch beleuchtete Schild der Welt zu beherbergen. Es ist sieben Stockwerke hoch und einen ganzen Block lang. Auf dem Dache des neuen Hollywood-Theaters, Broadway und 52. Straße ist es angebracht. Zwanzigtausend elektrische Lampen verbreiten eine geradezu märchenhafte Lichtfülle um sich. Die dort angezeigten Stücke erfordern Buchstaben in der Höhe von acht Fuß.

*

* **Verkehrssignale für Flugzeuge.** Auf dem Flugfelde von Los Angeles sind neuerdings Verkehrssignale für Flugzeuge errichtet worden, die Zusammenstöße zwischen ankommenden und abgehenden Flugzeugen verhindern sollen. Diese Signale ähneln den bekannten Verkehrsampeln für den Straßenverkehr. Sie sind auf fünf Meter hohen Masten aufmontiert und bestehen aus einem Rot- und einem Grünlicht, welche automatisch zusammengekoppelt sind, und zwar in der Weise, daß das eine Signal nach oben, das andere nach unten leuchtet. Wenn z. B. ein ankommendes Flugzeug rotes Licht sieht, so weiß es, daß ein anderes Flugzeug vor dem Start steht, und umgekehrt. Die Signale sind bis auf 350 Meter in der Luftentfernung und bis zu 700 Meter auf dem Flugplatze deutlich erkennbar.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.